

Ein Heimatloser und ein Vergessener : Rainer Maria Rilke und Johann Gaudenz Salis im Palazzo Salis in Soglio

Autor(en): **Erni, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2000)**

Heft 1

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-398741>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Christian Erni

Ein Heimatloser und ein Vergessener

Rainer Maria Rilke und Johann Gaudenz Salis im Palazzo Salis in Soglio

Am 11. Juni 1919 reiste Rainer Maria Rilke, aus München kommend, über Lindau-Romanshorn mit Aufenthaltsgenehmigung für 10 Tage in die Schweiz. Er folgte einer Einladung des Hottinger Lesezirkels zu einer Dichterlesung und würde bei der Gräfin Dobrcensky in Nyon zu Gast sein. Der aus Prag stammende Untertan der Habsburger Monarchie (geboren 1875) war wie viele Intellektuelle und Dichter dieser Zeit ein weitgereister Mann, dem bisher die offenen Grenzen Europas selbstverständlich waren. Natürlich kannte er die Dichterkollegen von Wien, z. B. Hofmannsthal und Zweig; er studierte in Prag, München, Berlin, besuchte zweimal Lev Tolstoi in Jasnaja Poljana, lernte in Moskau den Maler Leonid Pasternak kennen, war Sekretär von Auguste Rodin in Paris, befreundete sich mit der schwedischen Schriftstellerin Ellen Key, der Autorin des berühmten Buches *Das Jahrhundert des Kindes*, war Gast bei Freunden auf Capri, in Rom und Neapel und weilte lange auf Schloss Duino, in Venedig und auf Schloss Lautschin in Böhmen bei dem Fürstenpaar von Thurn und Taxis; er knüpfte Freundschaft mit dem Ehepaar Kippenberg in Leipzig, in deren Insel-Verlag mit der Zeit alle seine Werke und nach seinem Tod auch Briefe und Briefwechsel erschienen; er war begeistert von Südfrankreich und besonders vom Maler Paul Cézanne. Er hatte Spanien bereist, Nordafrika und Ägypten. Und überall waren ihm interessante Menschen begegnet, und von überall hatte er unauslöschliche Eindrücke mitbekommen.

Die Schweiz hingegen war ihm bisher nur als Durchgangsland bekannt, von deren Geschichte und Menschen er kaum etwas wusste und deren Berge ihm eher unheimlich und schwer zu ertragen schienen.

Seit etwa 1900 war er wie kaum ein anderer deutscher Dichter mit faszinierenden und auch verwirrenden Werken in literarisch interessierten Kreisen bekannt geworden. Man liebte seine Prosa-Ballade von *Liebe und Tod des Cornets Rilke* (1899, auch als Insel-Büchlein Nr. 1 1904), oft missverstanden als Kriegshelden-Epos. Die *Geschichten vom lieben Gott* (1900 und neue Ausgabe 1904) widmete er seiner Freundin Ellen Key. Seine Gedichtbände, *Das Stundenbuch* (1905), *Das Buch der*

Bilder (1906), *Neue Gedichte* (1907), daneben *Requiem* und *Das Marienleben*, waren in Frankreich gereift oder zusammengefasst und fanden bei Lyrik-Liebhabern hohe Anerkennung, obwohl manches ungewohnt und zum Teil schwer zugänglich war. Mit Dichterlesungen in Deutschland hatte er, besonders durch seine persönliche Anziehungskraft, bei vielen Freundinnen und Freunden schwärmerische Zuneigung erworben, die in seinem grossen Briefwechsel immer noch spürbar ist. Mit besonderer Anstrengung war ihm sein Roman *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* (1910) gelungen, ein Buch, das nicht nur «gegen den Strom» gelesen werden sollte, wie er sagte, sondern auch gegen den Strom der europäischen Roman-Tradition geschrieben war. Ein Buch über den grossen und umstrittenen Bildhauer Auguste Rodin (1913) und eine Darstellung der Worpsweder Künstlerkolonie machten ihn weit bekannt, und fast wie Fingerübungen gestalten sich ihm Übertragungen: *Die Sonette der Louise Labé, Lyoneserin 1555, Die Sonette der Elisabeth Barret-Browning* aus dem Portugiesischen, André Gide *Die Rückkehr des verlorenen Sohnes* (1914). Trotz dieser stürmischen, angestregten Arbeit und des Erfolges gelang es ihm nicht, bürgerlich-gemütsames Leben mit der Familie und seinem inneren dichterischen Auftrag zu vereinen, so dass der Rastlose, «Unstäte» wie er sich selber sah, immer wieder auf die Grosszügigkeit wohlhabender Freunde angewiesen war. Von Rodin und Cézanne allerdings hatte er auch gelernt, ausschliesslich für seinen dichterischen Lebensauftrag zu leben; so zitierte er Rodin: «Il faut travailler, rien que travailler!» (Arbeiten muss man, nichts als arbeiten). So kam es, dass der «Unstäte» immer auf der Suche nach einer Heimat war, nach einem ihm zusagenden Ort, der es ihm ermöglichte, seine Elegiendichtungen fortzusetzen, die er so glücklich auf Schloss Duino des Fürsten von Thurn und Taxis begonnen hatte und die er deshalb der Fürstin Marie widmete; so schrieb er der Fürstin: «Am meisten Heimweh aber habe ich nach dem Richtigen – nach dem Elegien-Ort, den ich immer noch erhoffe, erwarte: Stille, Versorgtheit nach meinem genauen Bedarf, Natur, Einsamkeit, keine, keine Menschen ein halbes Jahr lang! Wann wird das sein? Wo?»¹

1914 aber unterbrach ihm der Weltkrieg sein erfolgreiches Schaffen, und alles, was er in diesen Kriegsjahren erfuhr, erlebte, erlitt, eigentlich bis 1922, bewirkte in ihm eine tiefe Verstörung, er nannte es auch «Erstarrung», eine «ungeheure, grausame Unterbrechung» seiner schöpferischen Kräfte. Der Gräfin Dietrichstein schrieb er 1919: «Sich auf einen Baum, auf ein Feld, auf die Gnade eines Abends zu beziehen, kam mir eigenmächtig und unwahr vor, denn was wusste der Baum, das Feld, die Abendlandschaft von diesem unseligen, verheerenden, tötenden Menschen?»²

Nur zwanzig Jahre später, beim Beginn des Zweiten Weltkriegs, äusserte sich Brecht fast ebenso im Gedicht *An die Nachgeborenen*:

«Was sind das für Zeiten, wo / Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, / Weil es Schweigen über so viele Untaten einschliesst.»

Die politischen und militärischen Ereignisse dieser Jahre nahmen ihm die Kraft, «[...] was schreiben [...], wo ein ich weiss nicht woher genommener ungeheurer Vorrath an Leid, Verzweiflung, Opferung und Noth im Grossen verbraucht wird», schrieb er Helene von Nostitz 1915.³

Was in diesen 5–6 Jahren auf ihn einstürzte, muss wohl zu seiner Verstörung beigetragen haben: der Verlust seiner Pariser Wohnung (André Gide rettete einiges von seinen Schriften), der Tod befreundeter Künstler, seine Musterung zum Landwehrsoldaten, dann, dank Intervention von Freunden, Umteilung zum Dienst im Wiener Kriegsarchiv, wo auch Stefan Zweig arbeitete (Es gibt eine Foto aus seiner Militärzeit, auf der «die Erstarrung» zu spüren ist)⁴; die Zerstückelung des Habsburgerreichs (Rilke erhielt etwas später einen tschechoslowakischen Pass), die katastrophale Nachkriegsinflation, die gewisse Freunde und Förderer ruinierte und seine Honorare vernichtete, die tumulösen Revolutionen, besonders in München, und vor allem der Verlust Euopas als grosses Reise- und Kulturland (er erinnerte sich an Paul Cézannes Fluch: «Le monde, c'est terrible») und endlich die Angst des Dichters vor dem Verlust seiner Kreativität.

Stefan Zweig erzählt in seiner *Welt von Gestern* von Rilkes Abschiedsbesuch nach der Entlassung vom Wiener Kriegsarchiv: «Zum ersten Mal sah er nicht mehr jung aus, er war, als hätte das Denken an das Grauen ihn erschöpft. Ins Ausland, sagte er, wenn man nur ins Ausland könnte! Krieg ist immer Gefängnis. Dann ging er». Ist's nicht, wie wenn er sich als der «Panther» in seinem Gedicht gefühlt hätte?

Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
so müd geworden, dass er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.⁵

Als Rettung aus dieser Krise kam ihm die Einladung des Hottinger Lesezirkels zu einer Dichterlesung wie eine Fügung. Von Romanshorn nach Zürich teilte er das Zugsabteil mit der Kabaretistin Albertina Cassani, genannt Puzzi, an die er später noch schreiben wird. Unter den Mitgliedern des Zürcher Lesekreises macht er wichtige Bekanntschaften, vor allem mit der Frau des Industriellen Wunderly in Meilen, Nanny Wunderly-Volkart, mit der ihn bald eine tiefe Freundschaft verbinden sollte und die ihn auch mit ihren Vettern, den Brüdern Reinhart aus Winterthur, zusammenführte.

Doch nach den ersten Unsicherheiten und Hotelaufenthalten schrieb Rilke am 6. August 1919 an die Gräfin Aline Dietrichstein aus Soglio: «[...] aus den Städten fort, Land und möglichst südlicher Him-

mel darüber, das schwebte mir vor -, und das ist mir hier nun auf besondere Art, für eine Weile in Erfüllung gegangen.»⁶

«Hier» heisst Soglio und der als Hotel gebrauchte Palazzo Salis, die er nach einem kurzen Aufenthalt in Sils bei der Übersetzerin Junghanns seines «Malte» ins Dänische erreichte. Endlich, nach 5- bis 6-jährigem Abbruch, Stillstand und leidvoller Verstörtheit der Anfang einer Heilung, der erspürte Anschluss an seine abgebrochene grösste Arbeit, die Vollendung der *Duineser Elegien!* Im Palazzo Salis fand er auch eine Art Heimat, fast sowas wie das «Stübli» im Haus der Frau Wunderly in Meilen («Stübli» übrigens das in den Briefen oft genannte einzige Schweizer Mundartwort). Was besonders zu seiner Genesung beitrug, war das kleine Salis'sche Bibliothekzimmer, das man ihm zu benutzen erlaubte und von dem er seinen Briefpartnerinnen immer wieder berichtete, am schönsten im Brief an Lotti von Wedel, die Tochter des Berliner Museumsdirektors: «[...] mir tut es sehr leid, Ihre Nachbarschaft zu verlieren [...], ja auch für mich ist natürlich gutes Wetter wünschenswert, nur fühl ich mich nicht so dringend darauf angewiesen, seit die guten Torrianis mir gestattet haben, in der Salis'schen Bibliothek zu arbeiten. Sie kennen wahrscheinlich diesen kleinen, noch ganz unentstellten Raum voller Bücher, still gegen den Garten gelegen, dessen Milieu er für mich in einer wunderbaren Weise fortsetzt und ergänzt; da sitze ich nun und überlege mein Leben -, dass es sich auf fühlbar angestammte Umgebungen stützen darf [...]. Ich darf, innerhalb des Zimmers, auch ab und zu etwas aus den Bücherreihen herausholen, bei Tag ist's der Linné⁸, aber gegen Abend erlaub ich mir dann Albrecht von Haller, oder (was ja noch näher liegt) J.G. Salis (Seewis) – auch einer von den Vergessenen –, den sich laut vorzulesen in diesen altmodigen Raum eine eigenen Süssigkeit hat und eine Rührung (denn: dass ihm das hier noch einmal widerfährt!)».⁷ An Weihnachten 1919, nachdem Rilke Soglio längst verlassen hatte, schickte er zwei Fotos dieses Raumes an Frau Nanny Wunderly und etwas später an Kippenberg vom Insel Verlag, «um ihm vor Augen zu stellen, was ich brauche. Ach brauche!» Hilfe dazu kam ihm zwar nicht aus Leipzig, sondern, etwas wie Ersatz für Soglio, von Werner Reinhart in Winterthur, indem dieser für Rilke den Walliser Turm Muzot 1921 mietete und dann kaufte.

Der Atmosphäre des alten Bibliothekzimmers und des Barockgartens in Soglio «verfallen», – Rilkes eigenes Wort – kam der heimatlose Dichter im Sommer 1919 dem kleinen, fast vergessenen Dichter vom Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur «laut lesend» näher, sondern auch brieflich, indem er für Briefpartner hie und da die eine oder andere Salis-Strophe abschrieb und für Puzzi Cassani, seine Eisenbahnbekannte von der Einreise in die Schweiz, sogar alle 10 Strophen von *Bérénice*.⁹ Er fügte ihr auch diese schöne Würdigung bei:

Fortsetzung Seite 48

Berenice

Sie tritt hervor; ihr Kirschenblütenreiser,
Enthüllt ihr Angesicht!
Lauscht, Nymphen, lauscht! Dryaden lispelt leiser!
Ihr Weste, atmet nicht!

Blüht glänzend, ihr Wiesenanemonen,
Seit euch ihr Fuss betrat!
O Cytisus, senk alle Blütenkronen
Auf meiner Holden Pfad!

Holdselige! auf silbernen Narzissen
Weht rauschend ihr Gewand,
Der Angerklee strebt ihren Saum zu küssen,
Des Grases Halm die Hand.

Ein Rosenlicht umfließt die zarten Wangen,
Die stille Sehnsucht bleicht;
Ihr Auge schwimmt in schmachtendem Verlangen,
Von süßer Rührung feucht.

Wie aus des Munds halb aufgehauchter Blüte
ihr Ätherodem flieht!
Die Lippen nun ein Lächeln milder Güte
Sanft in die Höhe zieht!

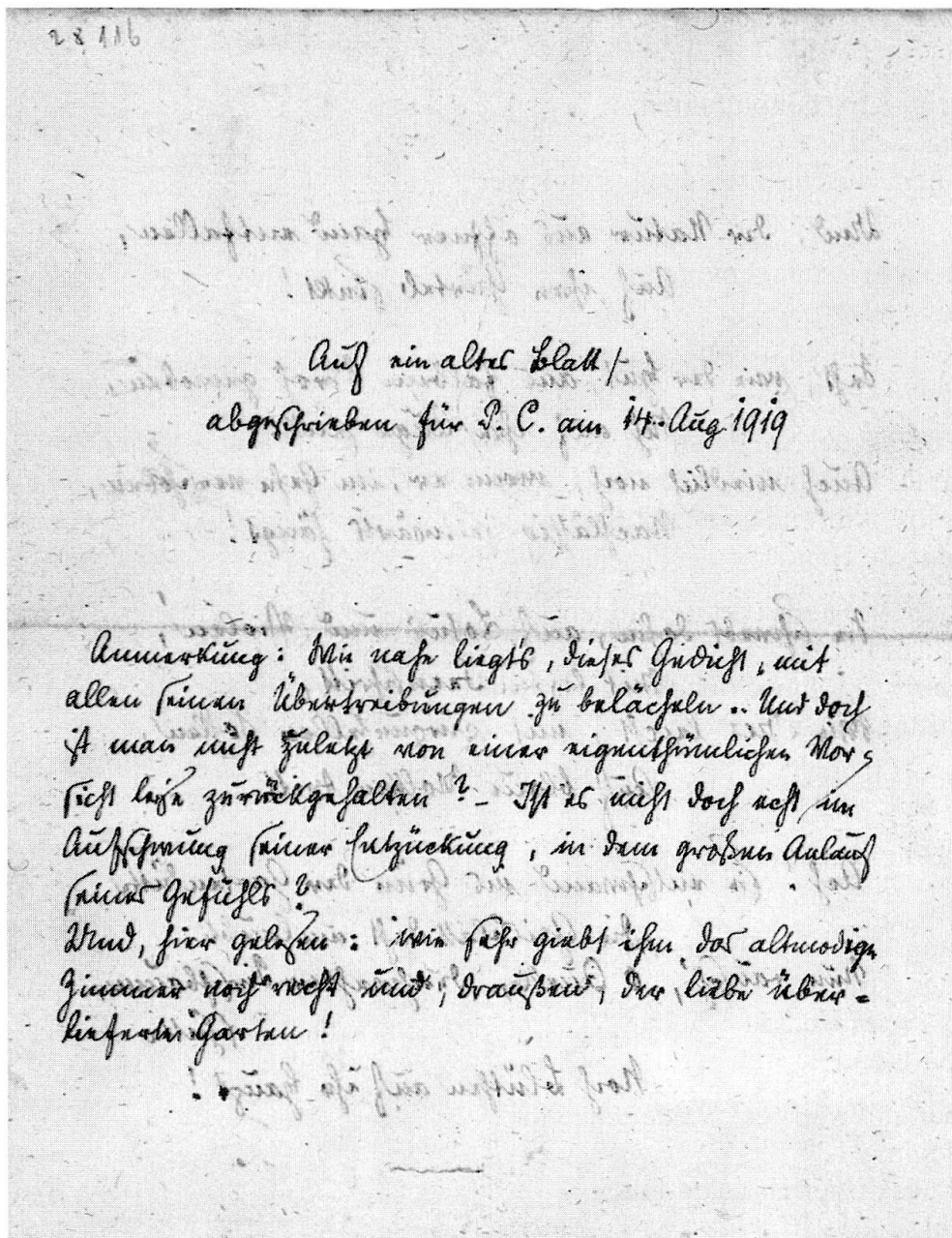
Vom Jugenddrang, der ihren Busen füllet,
Erbebt der Schleife Band;
Erbebt der Flor, so sorgsam überhüllet
Von ihrer Mutter Hand.

Wie sich ihr Haar, mit weichem Niederwallen,
In lose Ringel schlingt,
Und, der Natur aus offner Hand entfallen,
Auf ihren Gürtel sinkt!

Seht, wie der Hut, aus falbem Stroh gewoben,
Sich auf ihr Auge senkt;
Auch niedlich noch, wenn er, im Gehn verschoben,
Nachlässig seitwärts hängt!

Sie schwebt dahin, auf Lotus und Violen,
Mit leisem Feenschritt,
Wie Iris leicht, mit purpurhellen Sohlen,
Auf blaue Wolken tritt.

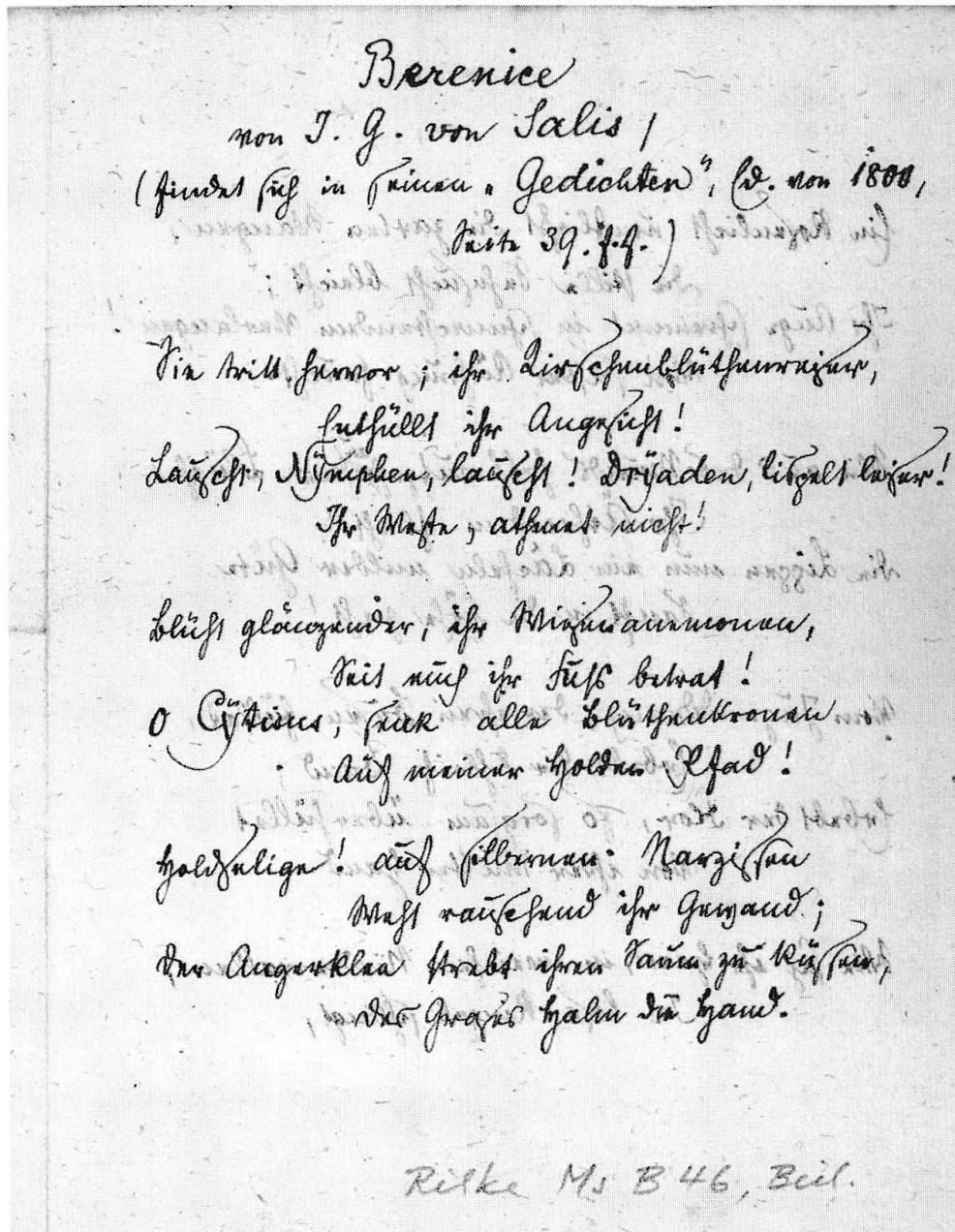
Ach! sie entschwand ins Grün der Gartenhütte,
Die Geissblatt dicht umlaubt.
Nun rausch, o Quell, durchwehther Kirschbaum, schütte
Noch Blüten auf ihr Haupt!



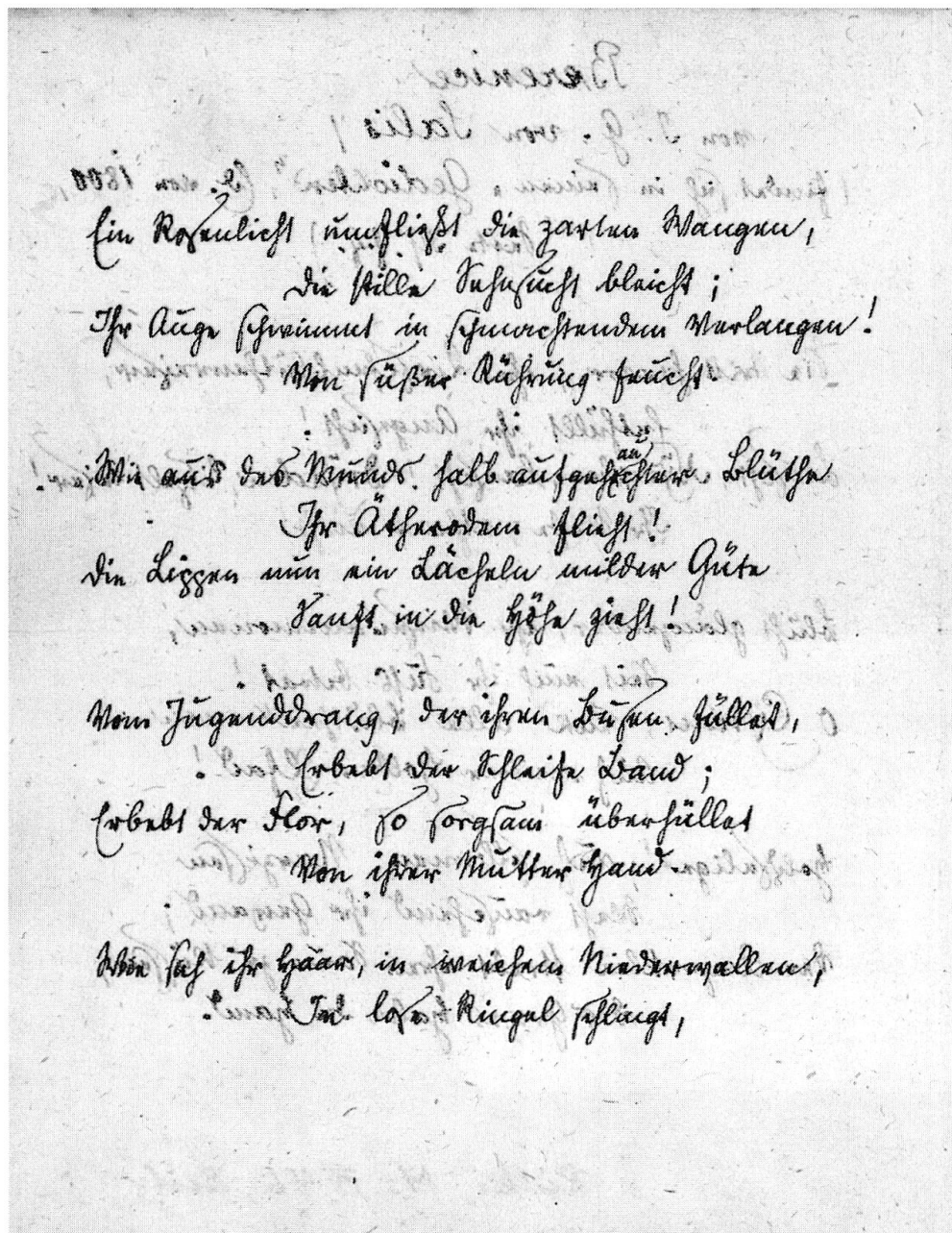
Wie nahe liegt's, dieses Gedicht, mit allen seinen Übertreibungen zu belächeln. Und doch ist man nicht zuletzt von einer eigentümlichen Vorsicht leise zurückgehalten? – Ist es nicht doch echt im Aufschwung seiner Entzückung, in dem grossen Anlauf seines Gefühls?

Und, hier gelesen: Wie sehr gibt ihm das altmodische Zimmer noch recht, und, draussen der liebe überlieferte Garten!»

Aber auch in seiner neuen Heimat, dem Wohnturm Muzot, blieb Rilke das Bibliothekzimmer in Soglio als der Ort seines Genesungsbeginns unvergessen. 1921 erwarb er von einem Leipziger Antiquar das Salis-Büchlein aus der 2. Auflage von 1784. Noch im Juni 1926 hätte er sich nach einer Kur in Ragaz gerne mit Frau Nanny Wunderly im Palaz-

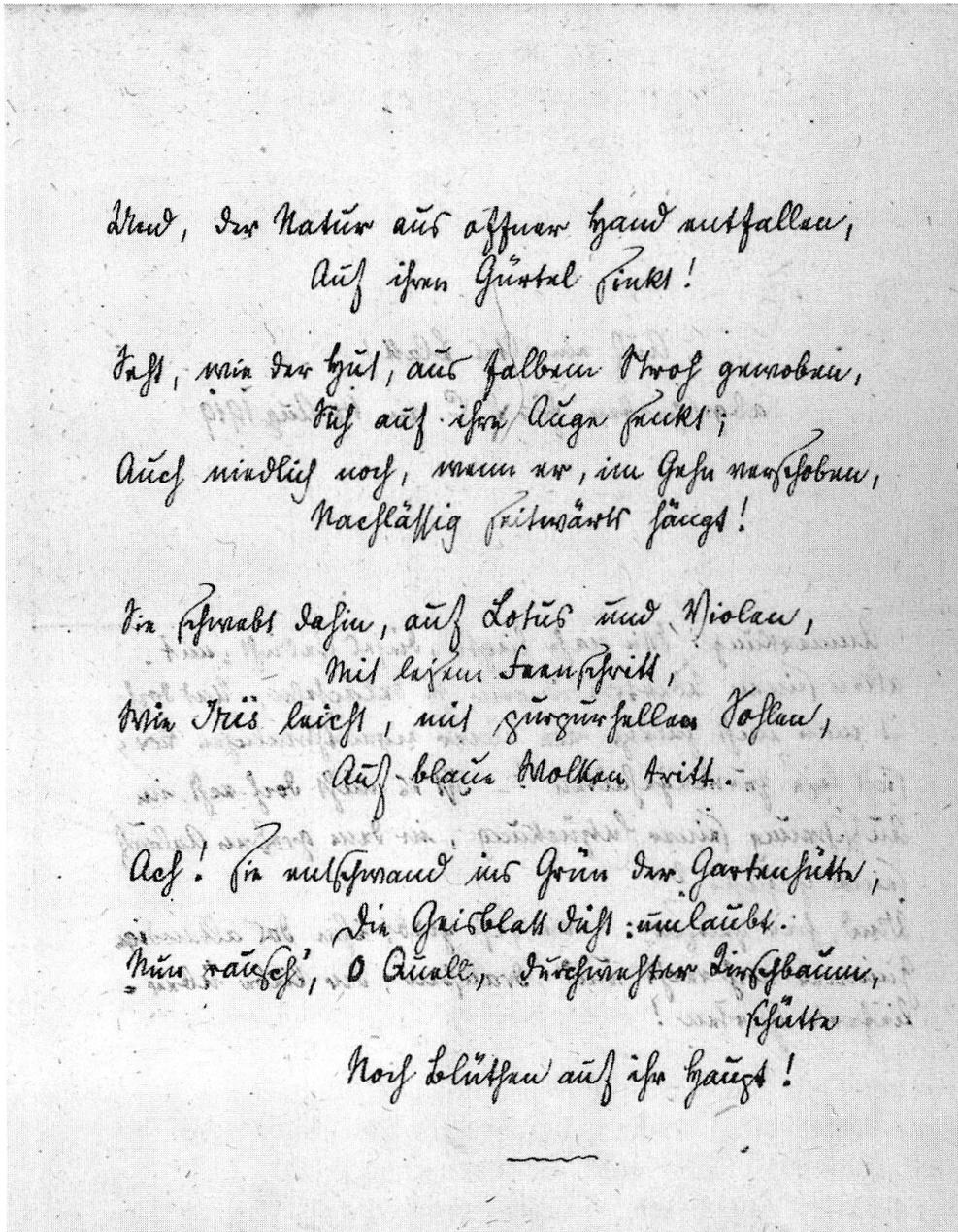


zo Salis in Soglio getroffen. Mit eigenen französischen Gedichten (*Vergers, Les Quatrains Valaisans, Les Fenêtres*) beschäftigt, schrieb er am 8. Juni 1926 u. a. «Soglio, Chère, peut-être ce serait une charmante idée pour vous [...]. Mon Soglio est déjà vieux de presque 7 ans! Bien de choses auraient pu changer! [...] Dans le petit jardin, oui, je vous vois si bien, il était parfois loin, loin de tout, s'il n'y avait pas quelques hôtes importuns. Mme Noelke, seule, là-haut enfermée dans un petit pavillon rustique, moi sur une autre terrasse, seul, tout un après-midi, long comme un après-midi de l'enfance. Et sur mes genoux: le Spitteler! *Prometheus und Epimetheus*. Le grand miracle de cet été éloigné. Et la petite Bibliothèque enchantée qui ne s'ouvrait qu'à moi, et ou je lisais



Salis et Haller à haute-voix. Tout cela vous irait à merveille. [...] Si vraiment ça persiste encore intact; de tels endroits, il vous semble parfois de les avoir emportés dans votre souvenir complet, dans la plénitude d'un souvenir accompli!»¹⁰

(Soglio, meine Liebe, vielleicht wäre das eine gute Idee für Sie. Mein Soglio liegt schon fast 7 Jahre zurück. Vieles könnte sich verändert haben. Ja, in dem kleinen Garten kann ich Sie wirklich sehen, manchmal war er weit, weit weg von allem, wenn nicht gerade lästige Gäste da waren. Frau Noelke, allein, in einem kleinen Bauernhaus, ich allein auf einer andern Terrasse, einen ganzen Nachmittag lang, lang wie an einem Nachmittag in der Kindheit. Und auf meinen Knien der Spitteler! Pro-



metheus und Epimetheus. Das Wunder jenes fernen Sommers. Und die kleine Bibliothek, die sich nur mir öffnete und wo ich Salis und Haller laut las. Das gefiele Ihnen gewiss sehr. [...] Wenn dies alles nur noch intakt ist; solche Orte scheinen ganz in unserem Gedächtnis aufbewahrt zu sein, in Gänze als vollständige Erinnerung.)

Am 29. Dezember 1926, ein halbes Jahr nach diesem Brief, starb Rilke kurz nach seinem 51. Geburtstag, ohne dass er mit Nanny Wunderly diesen ihm so wichtigen Ort wieder hätte besuchen können.

«Der Vergessene», Johann Gaudenz von Salis-Seewis! Wie zufrieden erinnerte Rilke sich an den schmalen Gedichtband, die Liebhaber-Ausgabe von 1800 bei Orell Füssli, mit dem kaum ähnlichen Porträt-Stich!

«Dass ihm das hier noch einmal widerfährt!», schrieb er an Lotti von Wedel nach Berlin, nämlich dass jemand Salis' Gedichte so ernsthaft klingen liess (eine sogenannte Klangprobe, wie sie Professor Eduard Sievers an den Nibelungen angewandt hatte), und Rilke fand dabei manches wohltönend und süss und rührend einfach. Dieses Büchlein wurde Rilke auch zum Anstoss, sich später mit den Fremden Diensten von Schweizer Aristokraten zu beschäftigen¹¹, und er fand auch Zugang zu Nachkommen der Familie Salis¹² bis zu Professor Jean Rudolf von Salis¹³, der ihn 1924 noch in Muzot besuchte und 1936 das berühmte Buch über «Rilkes Schweizer Jahre» verfasste¹⁴.

Wie weit entfernt, wie aus einer andern Welt, muss Rilke das Leben und Dichten von Johann Gaudenz Salis erschienen sein und doch auch so passend zum alten Bibliothekzimmer mit seinem alten Mobiliar, Tisch, Sessel, Kamin mit Salis-Wappen, Spinett, im Palazzo von Soglio! Der einsame Laut-Leser wird gewiss in der Vorrede von Salis in dieser 4. Ausgabe manches Vergleichbare, aber auch Fremdes gelesen haben. Um 1800 fühlte Salis sich ausgesetzt «der Einwirkung des erschütternden Ganges der Zeitbegebenheiten, die sich bis in die entlegensten Erdwinkel fortpflanzte». So zurückhaltend deutete Salis den Umbruch der europäischen Geschichte an: die französische Revolution, die nachfolgenden Napoleonischen Kriege, die Abtrennung der Bündner Untertanengebiete durch Napoleon¹⁵, die sich ablösenden Invasionen der Schweiz und der Drei Bünde durch österreichische, französische und sogar russische Truppen, in deren Folge Verelendung und Hungersnot der Bündner Bevölkerung, wütender Innerbündner Streit über die Zukunft des Staates der Drei Bünde, ob Teil Helvetiens oder alte Selbständigkeit. Von all diesen Wirren 1797 bis 1803 oder gar 1815 waren Johann Gaudenz von Salis und seine weitere Familie und Freunde handelnd und leidend mitbetroffen. Johann Gaudenz von Salis war seit langem überzeugt, dass die Drei Bünde nur Überlebenschance und Zukunft haben würden als Mitglied Helvetiens; dabei würden die Drei Bünde tiefgreifende staatliche Erneuerungen benötigen oder erdulden müssen. Als Folge dieser Überzeugungen wurde er wie etwa 500 andere «Patrioten» «aus dem friedlichen Heerde und von seinem Eigenthume verdrängt»¹⁶ und musste mit seiner Familie in Meilen, Zürich, Luzern, St. Gallen, Aarau und Bern Zuflucht suchen, bis er wieder in den Schweizer Kanton Graubünden und ins angestammte Schloss Bothmar in Malans zurückkehren konnte, «verpflanzt in arge Zeiten»¹⁷, wie er sich im Gedicht ausdrückte. Als «General» Salis übernahm er in der Schweiz, dann im Kanton Graubünden und in der näheren Bündner Umgebung «sein angewiesenes Tagewerk im Dienste des Staates»¹⁶, in der Hoffnung auf «eine menschenveredelnde Zukunft der leidenden Völker» (da ist der Freimaurer Salis zu spüren, der spätere Mitbegründer der Bündner Loge «libertas et concordia»). Wie gut konnte Rilke

nach den 5–6 Jahren der schlimmen Weltkriegszeiten nachempfinden, dass es Salis um 1800 unmöglich war, sich «unter solchen Umständen [...] diejenigen ruhigen äusseren Verhältnisse zu schaffen, welche zu dem Dienste der Musen und zu Fortschritten auf der Bahn der Kunst so unerlässlich sind.»¹⁶

Doch aus ganz anderem Lebenszusammenhang als Rilke musste Salis, «verpflanzt in arge Zeiten», sich in sein Schicksal fügen: «In jenen Tagen der Entscheidung schien es ihm [dem Verfasser der Gedichte] eines freien Mannes unwürdig zu sein, sich die gefahrlose Musse eines Harfners oder Minstrels [Minnesängers] auch bloss zu wünschen. [...] So übernahm er sein angewiesenes Tagewerk im Dienste des Staates, und es war sein Verhängnis, nochmals tätigen Anteil an einem Kriege zu nehmen, dessen auflodernde Flammen den Abendhimmel unseres Jahrhunderts röten.»¹⁶ Der Wechsel der Zeiten des Verbs macht deutlich, dass diese Entscheidung längst gefallen war und ein Ende der Nöte noch nicht in Sicht.

Von seiner Familientradition her, seinem Beruf als Offizier, seinen privaten Studien und wohl auch von vielen Gesprächen in Paris, Arras, Rouen und gewiss von seinem Charakter her war ihm, nebst der Sorge um seine Familie, politisches Handeln und Einsatz für die angestammte staatliche Gemeinschaft erstes Gebot und Bedürfnis, eben «sein angewiesenes Tagewerk im Dienste des Staates» zu leisten («angewiesenes Tagewerk» und nicht etwa erstrebtes oder gar selbstgewähltes).

Er war aufgewachsen in diesem Sonderfall eines demokratischen Gemeinwesens, den Drei Bünden, wo alle Entscheide auch des Gesamtstaates von der Mehrheit der Stimmberechtigten in den sogenannten Gerichtsgemeinden abhingen, den Landsgemeinden. Freiheit hiess da besonders Steuerfreiheit und dass nur durchgesetzt werden konnte, was in den Landsgemeinden eine Mehrheit fand. Deshalb gab es nirgend sonst billigere Verwaltungen und auch nur ehrenamtliche Führer. Christian Padrutt in «Staat und Krieg im alten Bünden» hat ein Kapitel überschrieben: Unordnung als Norm.¹⁸ Ein alteingespieltes Clan-System sorgte, so weit es ging, für ein Mindestmass an Ordnung, und als Beamte in den Untertanengebieten, als Landammänner, gelegentlich als Gesandte der Drei Bünde und als Offiziere in fremden Diensten (Commandants propriétaires) sicherten sich unsere Aristokraten – übrigens ohne Einschränkung der Regimentsfähigkeit wie in einigen Schweizer Stadtkantonen – ihren Wohlstand. Wirtschaftliche Grundlage waren grosse Bauernbetriebe mit Selbstversorgung aus Talbetrieben und Alpen. Einzig diese Schicht hatte die genügenden Mittel, ihren Söhnen eine gute Ausbildung zu ermöglichen mit Hauslehrern, in Internatschulen (Protestanten im 18. Jahrhundert oft in Herrenhuter-Instituten) und auf Hochschulen. J. G. Salis traf Bündner Studenten in Jena, unter ihnen Jakob Ulrich Sprecher von Bernegg (1765–1814), der später

Rätien bei Napoleon erfolgreich vertrat). Das war das Milieu, in das Johann Gaudenz von Salis-Seewis am 26. Dezember 1762 hineingeboren wurde, von jung auf mit den besonderen politischen Verhältnissen seiner Heimat vertraut, lernend und kritisch hinterfragend, als Sohn des Grafen Johann Ulrich von Salis (geb. 1740) mit einem gesicherten Offiziersplatz in der französischen Schweizergarde und als Erstgeborener mit dem Recht auf den Grafentitel. Selbstverständlich war er mitbeteiligt an aller Bauernarbeit des Familienbetriebs in Malans und Seewis (ob er wirklich selber Hand anlegte?); wie hätte er sie sonst so einführend in Gedichten wie *Elegie an die Ruhe*, *Pflügerlied* besingen können.

Nach einem Lausanner Intensivkurs in Französisch folgte der Dienstantritt in der Schweizergarde in Paris, bald auch das Leutnantspatent; später diente er als Capitaine commandant im Regiment Salis-Samadén. Was er neben französischer Konversation, Fechten, Schiessen, Kommandieren noch erlernte, geht aus seinen täglichen Aufzeichnungen in den Tagebüchern¹⁹ nicht genügend hervor; doch liest man, dass er zweimal die Woche im Theater oder in der Oper und Operette war, so dass er bald fast das gesamte Repertoire seiner Zeit kannte. Beim deutschen Leihbuchhändler Friedel in Paris bekam er auch deutsche Bücher und literarische Zeitschriften und machte sich bekannt mit der zeitgenössischen deutschen Literatur, wobei ihm besonders die Lyriker Hölty, Voss, Miller, Pfeffel zusagten und ihn zu eigenen Versuchen anregten. Er kaufte eine Grossausgabe von Rousseaus Werken (noch im Archiv der Familie Salis-Seewis in Bothmar), las Pascals *Pensées*, vielleicht auch Montesquieu. Um in Ruhe zu lesen, zu studieren, zu exzerpieren und an seinen Gedichten zu «arbeiten», wie er sagte, verliess er bald die Kaserne und mietete für sich und seinen Diener eine Wohnung. Bei der Dislokation seines Regiments aus dem unruhigen Paris nach Arras in Flandern benutzte er die Gelegenheit zu einer Pilgerreise nach Ermenonville zur letzten Wohnstätte und zum Grab von J. J. Rousseau (ein Gedicht darüber scheint er geplant zu haben). Mit solchen Tätigkeiten unterschied er sich wohl von anderen Offizieren und entzog sich auch dem öden Gerede und leichtfertigen Leben vieler anderer Söldner. Man darf vermuten, dass er in vielen ernsthaften Diskussionen über die Ideen der Aufklärung in der Pariser Freimaurerloge, in die er 1786 aufgenommen wurde, lebhaften Anteil nahm. Alles in allem: im empfänglichsten Alter ein Autodidakt mit unverlierbarer Schulung in gesellschaftlichen, literarischen, musikalischen und besonders politischen Belangen!

Nachhaltige Eindrücke erwarb er sich an seinem nächsten Dienstort Rouen und auf seiner Reise durch die Normandie, die spanischen und die Vereinigten Niederlande bis Weimar und Jena. Da liess er sich die Einrichtungen der international tätigen Schiffahrtsunternehmen zeigen, sah das Gewimmel von Korn- und Gewürzbörsen, gewann Ein-

sicht in grosse Tuchfabriken und Speditionsfirmen. In Rouen besichtigte er ein Irrenhaus, eine Waisenanstalt, in den Niederlanden ein geordnetes Gefängniswesen und Ausbildungseinrichtung für werdende Seeleute, und in Den Haag konnte er vom König gar das Funktionieren dieser wehrhaften föderativen Demokratie erfahren. Das alles waren Einsichten, Eindrücke, die er hoffentlich irgendwie irgendwann für eine friedliche Erneuerung des Bündner und überhaupt Schweizer Staates einbringen konnte.

Auf vielen einsamen Wanderungen und Spazierritten fand er doch auch Ruhe und Musse, er sagte «Entzogenheit», um Bilder seiner entfernten, erinnerten Heimat in kleinen Gedichten mit Hilfe der bei deutschen Kollegen gefundenen Formen zu gestalten. Er wusste gewiss, dass er kein grosser Dichter war, dass ihm aber in glücklichen Stunden manch guter Vers gelang, und es freute ihn deshalb auch, dass er von Freunden und Herausgebern von Almanachen, etwa von Voss, Wieland, Anerkennung erfuhr, dass er bei den Grossen in Weimar und Jena «über meine Erwartungen» empfangen wurde und auch dass viele seiner Lieder ganz schnell von zeitgenössischen Komponisten vertont wurden, was er denn auch im Inhaltsverzeichnis seines Gedicht-Büchleins vermerkte.

Nach seinem Abschied aus französischen Diensten 1793 konnte Johann Gaudenz Salis endlich seine Ursina Pestalozzi heiraten und das ersehnte Leben eines Landedelmannes führen, zwar nicht im «stillen Weiler» und in «der kleinen Hütte» wie sein «Landmann in der Fremde», sondern etwas standesgemässer im Pestalozzi-Haus in der Rabengasse von Chur, was gegenüber Paris, Rouen, Antwerpen, Amsterdam freilich ein bescheidener Ort und ein kleines Domizil war.

Freund und Dichterkollege Friedrich Matthisson drängte ihn, seine in vielen verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Gedichte gesammelt herauszugeben. Salis wehrte sich lange dagegen; doch schliesslich traf er – mit Mathissons Hilfe – eine Auswahl und überarbeitete sorgsam seine «aus freyem Naturtriebe entkeimten Blüten»¹⁶. So entstand 1793 (erschieden bei Orell Füssli+Co. in Zürich) ein Bändchen mit 36, in der 4. Auflage 1800 mit 51 Gedichten, mit nicht einmal der Hälfte seiner Gedichte. Zum Ärger des Herausgebers Matthisson verbat er sich für das Titelblatt den Baron oder Freiherrn und auch das «von» seines Namens. Mit dem letzten Gedicht, *Abschied von der Harfe* (zwischen 1800 und 1806) deutete er an, dass für ihn die Zeit der Lieder zu Ende gehe:

Im Morgenschein des Lebens
Erklangst du rein und hell;
Wer kann den Klang verwahren?
Durch Forschen und Erfahren
Verhallet' und versiegte
Des Liedes reiner Quell.

Am Sommertag des Lebens
Verstummt das Saitenspiel.

(Zweite Strophe und Anfang der vierten Strophe)

Sein Herausgeber Matthisson nannte im Vorwort zu den beiden ersten Ausgaben die Gedichte seines Freundes Salis «Arbeiten eines Jünglingsalters» und Salis selbst brieflich allzu zurückhaltend «puerilia» (Kindereien).

Es folgten zwar bei Orell Füssli etwa 12 neue Auflagen; aber im 19. Jahrhundert wurde es langsam still um den Dichter Salis, trotz des pompösen Denkmals von 1866 im Churer Stadtpark. Erst 1924 gab Euard Korrodi, der Feuilleton-Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung, nach der Ausgabe von 1800 ein schönes Bändchen heraus, vielleicht sogar von Rilke angeregt²⁰. Heute sind die Gedichte des 1834 verstorbe-



Christian Conradin – auch ein Vergessener – Chur 7.11. 1875 – Zürich 7. 5. 1917. Maler, Grafiker, Wandmalereien (Kantonalbank, Chur), Kunstgewerbeschule Zürich, Stuttgart, Paris, Italien. Seinerzeit besonders bekannt durch Federzeichnungen von Bündner Landschaften, Orten, Gebäulichkeiten (auch gedruckt). Gedächtnisausstellung in der Villa Planta, Chur, durch den Bündner Heimatschutz 1.– 8. Dez. 1918.

nen bescheidenen Freizeitdichters, Generals und Patrioten nicht mehr erhältlich.

«Dass ihm das hier noch einmal widerfährt!», schrieb Rilke über die Gedichte des Johann Gaudenz von Salis in Soglio im Sommer 1919, der heimatlose Dichter auf der verzweifelten Suche nach dem «Elegien-Ort», zu dem Soglio eine bescheidenen Etappe war auf dem Weg zu diesem anspruchsvollen Werk, zu welchem er seine ganze Kraft und Hingabe einsetzen wollte.

«Das ihm das hier noch einmal widerfährt!», gesagt vom grossen Lyriker des 20. Jahrhunderts, eben für den «Vegessenen»! Noch einmal durfte das kleine Werk rund 125 Jahre nach seiner Entstehung wirklich zu Wort kommen und, unterstützt von der Atmosphäre des Ortes und Raumes, dem «Heimatlosen» die Anknüpfung an seine letzte grosse Aufgabe, die Duineser Elegien, leise in Gang bringen und ermöglichen.

Wie zum Dank für diese unerwartete Hilfe schrieb Rilke einigen Brieffreunden Salis-Strophen ab und für die Reisegefährtin Cassani von Romanshorn bis Zürich eben alle 10 Strophen von *Bérénice*, diese rührende altmodische Huldigung an das geliebte Mädchen. Beim Wiederlesen von Rilkes *Elegien* ist es, wie wenn man am Anfang der 3. Elegie irgendwie von weitem an Salis erinnert würde:

«Eines ist, die Geliebte zu singen. Ein anderes, wehe»... «die innere Wildnis» des Mannes in Worte zu fassen, die dann besonders angesprochen wird in *Gegen-Strophen*, ursprünglich als 5. Elegie gedacht; da bricht, nicht weniger pathetisch überhöht als bei Salis, Rilkes Frauenverehrung durch, aber auch die erschreckende Einsicht in des Mannes «innere Wildnis, diesen Urwald in ihm»:

Oh, dass ihr hier, Frauen, einhergeht,
 hier unter uns, leidvoll,
 nicht geschonter als wir und dennoch imstande
 selig zu machen wie Selige.
 [...]

 Wo wir als Kinder uns schon
 hässlich für immer verzerren,
 wart ihr wie Brot vor der Wandlung.

1 Briefwechsel mit Marie von Thurn und Taxis, Brief 303, Band II

2 Rainer Maria Rilke, Briefe aus den Jahren 1914–1921, Brief 104

3 Briefwechsel Rainer Maria Rilke mit Helene von Nostitz, Brief vom 12. Juli 1915

4 J. Schnack, Rainer Maria Rilke, Leben und Werk im Bild, S. 195

5 Rainer Maria Rilke, Neue Gedichte

6 Rainer Maria Rilke, Briefe 1914–1921, Brief 104

7 Rainer Maria Rilke, Briefe 1914–1921, Brief 105

8 Linné, schwedischer Naturforscher, 1707–1778, schuf die berühmten lateinisch-griechische Pflanzenbenennungen, auch von Johann Gaudenz von Salis benutzt

09 Schweizerische Landesbibliothek, Rilke-Archiv

10 Rainer Maria Rilke, Briefe an Nanny Wunderly-Volkart, Bd. II, S. 1144

11 P. de Valière, Treue und Ehre, Geschichte der Schweizer in Fremden Diensten, o. D.

- 12 Eine Liste der Salis-Bekanntnen in den Briefen an Nanny Wunderly-Volkart, Bd. 2, S. 1367-68
- 13 Bericht zu Rilke in *Grenzüberschreitungen*, Kap. 18, und Klara Obermüller im Gespräch mit Jean Rudolf von Salis, *Dem Leben recht geben*, Weltwoche ABC-Verlag, Zürich 1993, S. 83-89
- 14 Auch Suhrkamp Taschenbuch 289, 1975
- 15 Siehe Friedrich Pieth, Graubünden als Kriegsschauplatz 1799–1800, Chur 1940, besonders letztes Kapitel
- 16 Zitate aus der Vorrede von 1800
- 17 *An die edlen Unterdrückten*, 1794
- 18 Christian Padrutt, Staat und Krieg im alten Bünden, Zürich 1965
- 19 Staatsarchiv Graubünden D VII, Familienarchiv Salis-Seewis
- 20 Eduard Korrodi (1885-1955), Feuilleton-Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung, Literaturkritiker, von ihm auch der Nachruf in der NZZ vom 16.1.1927
- 21 Rainer Maria Rilke, *Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens*, Gedichte aus den Jahren 1906-1926, Insel Taschenbuch 98, 1975, 1. und 4. Strophe von *Gegen-Strophen*

Rainer Maria Rilke, Briefe aus den Jahren 1914–1921, Insel-Verlag, Leipzig 1938

Rainer Maria Rilke, Briefe an Nanny Wunderly-Volkart, 2 Bde, Insel Verlag, Frankfurt am Main 1977

Rainer Maria Rilke und Marie von Thurn und Taxis, Briefwechsel, 2 Bde, Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1986 (Neuausgabe)

Rainer Maria Rilke, Helene von Nostitz, Briefwechsel, Insel Verlag, Frankfurt am Main 1976

Rainer Maria Rilke, *Leben und Werk im Bild*, mit einer biographischen Einführung und einer Zeit-
tafel von Ingeborg Schnack, 3. verbesserte Auflage 1977, in sel taschenbuch 35, Insel Verlag Frank-
furt am Main 1973

Jean Rudolf von Salis, *Rilkes Schweizer Jahre*, ein Beitrag zur Biographie von Rilkes Spätzeit,
suhrkamp taschenbuch 289, erste Auflage 1975, Copyright Verlag Huber + Co., Frauenfeld 1952

Rainer Maria Rilke und die Schweiz, Offizin Strauhof Zürich, Herausgeber Prof. Dr. Jakob Steiner,
Strauhof Zürich, Band 6, 1993

Hans Joachim Barkenings, *Nicht Ziel und nicht Zufall. Rainer Maria Rilke in Soglio*, Chur 1984, 2.
Auflage 1987

Adolf Frey, *Johann Gaudenz von Salis-Seewis*, Frauenfeld, Verlag J. Huber 1889

Emil Jenal, *Johann Gaudenz von Salis-Seewis, dem Dichter, Menschen und Staatsbürger 1834/
1934, Lebensbild und Würdigung des Dichterwerkes*, Verlag Bischofberger + Co., Buchdruckerei
Untertor, Chur 1934

Georg Walter, *Salis-Kompositionen*, Mitteilungen der Schweiz. Musikforschenden Gesellschaft,
Nr. 1 und 2, 1935

Christian Erni, *Von Paris nach Weimar, Johann Gaudenz von Salis-Seewis in der Französischen
Revolution und auf Urlaubsreise nach Weimar 1789–1790*, Jahrbuch der Historischen Gesellschaft
von Graubünden 1995

Christian Erni, Traubenweg 16, 7000 Chur

Zu Rilke und Salis benutzte Werke

Adresse des Autors

Herzlichen Dank dem Literaturarchiv der Schweizerischen Lan-
desbibliothek für die Publikationserlaubnis des Rilke-Briefs an Frau
Ad. Cassani vom 14. August 1919, für die Foto des Textes und besonders
für die fachkundige Beratung durch Frau Dr. Kolp, wissenschaftliche
Mitarbeiterin des Literaturarchivs.